

SONJA GEORGI, JULIA ILGNER,
ISABELL LAMMEL, CATHLEEN SARTI,
CHRISTINE WALDSCHMIDT (Hg.)

Geschichts- transformationen

Medien, Verfahren
und Funktionalisierungen
historischer Rezeption

[transcript]

Sonja Georgi, Julia Ilgner, Isabell Lammel,
Cathleen Sarti, Christine Waldschmidt (Hg.)
In Zusammenarbeit mit Matthias Emrich,
Dorothea Flothow, Svenja Frank, Marcel Hartwig,
Jacqueline Hylkema, Uta Miersch und Dominik Schuh.

Geschichtstransformationen

Mainzer Historische Kulturwissenschaften | Band 24

SONJA GEORGI, JULIA ILGNER, ISABELL LAMMEL,
CATHLEEN SARTI, CHRISTINE WALDSCHMIDT (HG.)

Geschichtstransformationen

Medien, Verfahren und Funktionalisierungen

historischer Rezeption

[transcript]



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Korrektur & Satz: Cathleen Sarti

Printed in Germany

Print-ISBN 978-3-8376-2815-9

PDF-ISBN 978-3-8394-2815-3

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter:
info@transcript-verlag.de

Von der Paralogie zum Widerstreit

Jean-François Lyotard und die

Geschichtswissenschaft im Spiegel der

(Post)-Moderne¹

CHRISTIAN STERNAD

Der vorliegende Artikel befasst sich mit der Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die sog. Postmoderne. Um ein besseres Verständnis über die Begrifflichkeit und die konkreten Herausforderungen zu gewinnen, konzentrieren sich die Ausführungen auf jene theoretisch konsistente Theoriebildung, wie sie von Jean-François Lyotard in seinen zwei maßgeblichen Werken *Das post-moderne Wissen* und *Der Widerstreit* formuliert wurde. Die Postmoderne ist für Lyotard durch eine Skepsis gegenüber den großen Erzählungen gekennzeichnet, welche jegliche Form des Wissens legitimieren. Im Vergleich zu anderen Fachdisziplinen steht die Geschichtswissenschaft in einem besonderen Verhältnis zu diesen Erzählungen, was zugleich die Chancen wie auch die Schwierigkeiten anzeigt. Die entscheidende Herausforderung der Geschichtswissenschaft betrifft dabei jedoch weniger die narrative Darstellung historischen Wissens, als vielmehr den Status der Geschichte als Wissenschaft.

1 Die Zurückhaltung gegenüber dem uneingeschränkten Gebrauch des Begriffs der Postmoderne soll anzeigen, dass der dadurch implizierte Bruch zwischen Moderne und Post-Moderne keineswegs als ausgemacht gilt. Vielmehr erscheint es plausibler, die kritische Wendung der Moderne auf sich selbst noch als Akt bzw. Effekt der Moderne zu begreifen.

Einleitung

In der Landschaft der Geschichtstheorie ist mancherorts von einer „Herausforderung“² der Geschichtswissenschaft durch die sog. Postmoderne zu hören. Diese Herausforderungen scheinen so gewichtig, dass sie in keiner Einführung über die theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft mehr fehlen dürfen.³ Stefan Jordan verwendet bspw. in seiner *Theorie und Methoden der Geschichtswissenschaft* von insgesamt 225 Seiten ganze 65 zur Klärung dieser Fragestellung.⁴ Überdies schaukelte sich jenseits von sachlich-neutraler Diskussion der Streit um diese Thematik demgemäß hoch, sodass sogar von einem „Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft“⁵ die Rede war. Hans-Jürgen Goertz spricht in seiner Abhandlung *Unsichere Geschichte* gar von einem „Sturm der sogenannten Postmoderne“, der „von Westen her aufgezogen ist und die altehrwürdig-knorrigen Bäume der historischen Wissenschaft entwurzelt“ habe.⁶ Dieser Sturm scheint derart gewaltig zu sein, sodass sich so mancher Historiker zu einer „Verteidigung der Geschichtswissenschaft“⁷ genötigt fühlt oder sich gar am Rande des Abgrunds wähnt.⁸

Über Existenz und Berechtigung dieser Herausforderungen besteht jedoch keineswegs Einigkeit. So nimmt sich so mancher Historiker auch das Recht zur Frage heraus, wo denn diese angebliche Krise überhaupt sei und worin sie bestünde.⁹ Andernorts erscheint die Krise dann doch nicht so fundamental, sodass von „gebremster Herausforderung“¹⁰ die Rede ist. Mancherorts scheint die Krise schließlich so klein zu sein, sodass sie sich nicht einmal in einschlägigen Publikationen zur Theorie der Geschichtswissenschaft niederschlägt. Dies mag mitunter daran liegen, dass man als Historiker nicht so genau weiß, worin diese Herausforderungen, die Krisen, die Stürme bestehen, welches die entscheidenden Stoßrichtungen sind und woher sie überhaupt kommen.¹¹

2 CONRAD/KESSEL, 1994, S. 9; GOERTZ, 2001, S. 9.

3 Vgl. KOLMER, 2008, S. 83-92; JORDAN, 2013, S. 150-215.

4 EBD.

5 KIESOW/SIMON, 2000.

6 GOERTZ, 2001, S. 8.

7 EVANS, 1998 [1997].

8 GRAFTON, 2000, S. 48-58.

9 WERNER, 2000, S. 128-141.

10 HABERMAS, 2000, S. 59-70.

11 Peter Schöttler hatte damals als einer der ersten versucht, diese Herausforderungen für die Geschichtswissenschaft zu verdeutlichen und im Sinne eines Gesprächsan-

Es stellt sich nach der raschen Abfolge von *linguistic turn*, *cultural turn*, *iconic turn* und vielen weiteren *turns* ferner die Frage, welchem *turn* man sich denn nun zuerst zuwenden soll. Auch das Begriffsdünkel der sog. Herausforderungen verhindert ein Erfassen der Stoßrichtungen: ‚postmodern‘, ‚poststrukturalistisch‘, ‚dekonstruktiv‘, ‚postindustriell‘, ‚posthistorisch‘; oder wie Jean-François Lyotard diese Inflation der Neologismen gewitzt kommentiert: „Neodies, Neo-das, Post-dieses, Post-jenes“¹². So ungenau diese Begriffe sind, so sehr eignen sie sich dazu, allerlei theoretische Auswüchse aufzufangen, womit Umberto Eco letztlich nicht fehl geht, wenn er die Art dieser Begriffe als „Pas-separtoutbegriff“¹³ kennzeichnet, da sie für nahezu allerlei Unbehagen an der Geschichtswissenschaft einen terminologischen Container bilden.

Die ‚Herausforderungen‘ scheinen dennoch ob der Präsenz mittlerweile lang anhaltender Diskussionen von ernstzunehmendem Charakter zu sein. Leider lässt sich mit diesen Herausforderungen nur schwer umgehen, wenn man nicht weiß, womit man es genau zu tun hat. Vor diesem Hintergrund haben die folgenden Ausführungen ein bescheidenes Anliegen: Sie wollen sich der Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die sog. Postmoderne zuwenden und prüfen, worin diese Herausforderungen bestehen könnten. Dabei konzentrieren sich die Ausführungen vor allem auf jenen Begriff der Postmoderne, welcher sich weniger am Maß der feuilletonistischen Zirkulation als vielmehr dem Grad der theoretischen Durchdringung orientiert. Gemeint ist also jener Begriff der ‚Postmoderne‘, wie er von Jean-François Lyotard erstmals in *La condition postmoderne* (dt. *Das postmoderne Wissen*) theoretisch gebildet und durchdrungen wurde. Ausschließlich von jenem sicheren Fundament aus, so scheint es, lässt sich eine daraus entspringende Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die Postmoderne in den Blick bringen.

gebots aufzubereiten. Vgl. den allzu bekannten Aufsatz: „Wer hat Angst vor dem ‚linguistic turn‘?“ (SCHÖTTLER, 1997)

12 LYOTARD, 1989 [1983], S. 12.

13 ECO, 1984 [1983], S. 77.

Der Begriff der Postmoderne: Jean-François Lyotard und *Das postmoderne Wissen*

Im Jahr 1979 wurde dem bisher disparaten Feld verwirrender und vor allem feuilletonistischer Postmoderne-Begriffsbildungen zum ersten Mal ein theoretischer Begriff durch Jean-François Lyotards *La condition postmoderne* (dt. *Das postmoderne Wissen*) entgegengestellt. Dabei war es keineswegs Lyotards Absicht, auf die damaligen öffentlichen, künstlerischen bzw. geisteswissenschaftlichen Bewegungen einzugehen. Vielmehr handelte es sich beim *postmodernen Wissen* zum einen um eine – aus Lyotards Perspektive – Gelegenheitsarbeit und überdies um eine Auftragsarbeit, welche er auf Wunsch des Präsidenten des Universitätsrats der Regierung von Québec unternahm.¹⁴ Dies zu erwähnen, ist nicht unwichtig, da sich Lyotard im Nachhinein zunehmend vom Stil dieser Arbeit distanzierte, weil die sich überschlagende Rezeption sich nicht mit dem vorläufigen Gelegenheitscharakter des Textes vereinbaren ließe. Zum anderen erschienen Lyotard selbst seine Ausführungen als noch zu wenig theoretisch fundiert¹⁵ – „es waren einfache Skizzen, eher schlechte...“¹⁶ –, was letztlich 1983 zur Ausarbeitung seines „zweiten Hauptwerks“ *Le Différend* (dt. *Der Widerstreit*) führte.

Der Anspruch der Studie, welche zuerst 1982 im Rahmen einer Wiener Zeitschrift¹⁷ erschien und erst im Nachhinein in den Rang einer eigenständigen Publikation gelangte, war gemäß den Anforderungen des Universitätsrats folgender: Es sollte eine Studie vorgelegt werden, welche die Ausformungen des Wissens in den höchstentwickelten Gesellschaften einer Analyse unterzog. Dabei sollte das Augenmerk vor allem auf zukünftige Entwicklungen und die damit verbundenen eventuellen Gefahren gerichtet werden, welche sich aus dem Komplex von Wissenschaft, Technik, Politik, Kultur, Alltag, Kunst, und vielem mehr aller Wahrscheinlichkeit nach ergeben. Lyotard geht diese umfassende Frage äußerst logisch und systematisch an: Um zu klären, welche Entwicklungen und Ausformungen dem Wissen in Zukunft wohl bevorstehen mögen, muss zuerst eine Lagebestimmung über die aktuelle Form des Wissens geleistet werden. Lyotard nimmt hierbei explizit auf die soziologischen und kulturwissenschaftlichen Analysen seiner Zeit Bezug, vor allem jedoch auf die

14 LYOTARD, 1986 [1979], S. 9.

15 Vgl. WELSCH, 2002, S. 230; LYOTARD, 1985, S. 19.

16 LYOTARD, 1985, S. 19.

17 Zit. n. ENGELMANN, in: LYOTARD, 1986 [1979], S. 9.

Themenkomplexe, welche von Alain Tourraine und Daniel Bell als „nachindustriell“ bzw. „postindustriell“ gekennzeichnet wurden, ebenso auf jene Bereiche, welche von Ihab Hassan und Michael Köhler „postmodern“ bzw. „postmodernistisch“ genannt werden.¹⁸

Es ist an dieser Stelle also darauf hinzuweisen, dass es sich bei dem Begriff der ‚Postmoderne‘ in Lyotards Fall keineswegs um eine Neuschöpfung des Wortes handelt, wie bspw. Lothar Kolmer in *Geschichtstheorien* annimmt,¹⁹ sondern dass er ganz bewusst an die zeitgenössischen (und auch nicht ausschließlich wissenschaftlichen) Analysen anschließt. Lyotard selbst bemerkt hierzu in der Einleitung:

Die Untersuchung hat die Lage des Wissens in den höchstentwickelten Gesellschaften zum Gegenstand. Man hat sich entschieden, sie ‚postmodern‘ zu nennen. Dieses Wort ist auf dem amerikanischen Kontinent, bei Soziologen und Kritikern gebräuchlich. Es bezeichnet den Zustand der Kultur nach den Transformationen, welche die Regeln der Spiele der Wissenschaft, der Literatur und der Künste seit dem Ende des 19. Jahrhunderts getroffen haben.²⁰

Nach Lyotard steht jede Form des Wissens und damit einhergehend jede Ausformung der Wissenschaft stets unter dem Anspruch der Legitimation.²¹ Zum einen muss Wissen, sofern es Wissen sein will, seinen Status als solches legitimieren können. Es muss zeigen können, dass es sich um ‚Wissen‘ handelt und nicht lediglich um Meinung oder bloße Erzählung²² – gerade dies wird dann für die Geschichtswissenschaft besonders zentral. Zum anderen muss sich auch die Methode, welche zu diesem Wissen gelangen will, als solche

18 LYOTARD, 1986 [1979], S. 19.

19 KOLMER, 2008, S. 88.

20 LYOTARD, 1986 [1979], S. 13.

21 Es ist an dieser Stelle wichtig, darauf hinzuweisen, dass Lyotard zwischen dem Wissen und der Wissenschaft einen Unterschied macht. Er schreibt hierzu: „Das Wissen im allgemeinen reduziert sich nicht auf die Wissenschaft, nicht einmal auf die Erkenntnis. Die Erkenntnis wäre bei Ausschluß aller anderen die Menge jener Aussagen, die Gegenstände bezeichnen oder beschreiben und fähig sind, als wahr oder falsch erklärt zu werden. Die Wissenschaft wäre eine Teilmenge der Erkenntnis.“ (EBD., S. 63f.) Es scheint mir jedoch dennoch gerechtfertigt, in Bezug auf die Legitimation diese beiden Begriffe zusammenzunehmen, da sie meines Erachtens beide unter derselben Legitimationsanforderung stehen.

22 Im Sinne der im Kontext des *linguistic turn* geführten Diskussion um Geschichte als ‚Wissenschaft oder Erzählung‘.

legitimieren. Kein Wissen und keine Wissenschaft sind frei von diesem Anspruch der Legitimation, damals wie heute, in der Moderne wie in der Postmoderne. Damit soll gesagt sein, dass sich die heutige Zeit nicht durch die fehlende Legitimation auszeichnet, sondern durch *die Art und Weise der Legitimation*. Lyotard schreibt: „[D]er auffallende Zug des postmodernen Wissens besteht in der [...] Immanenz des Diskurses über die Regeln, die seine Gültigkeit ausmachen.“²³ Lyotard zufolge zeichnet sich somit die heutige Wissenschaft dadurch aus, dass sie in der Besprechung ihrer Themen stets zugleich auch die Gültigkeit der Art der Themenbesprechung verhandelt. Dies ist deshalb der Fall, da kein Wissen und keine Wissenschaft jemals frei von dieser Legitimation sind, da sich das Wissen bzw. die Wissenschaft nicht immanent legitimieren kann.

Diese Einsicht ist gleichzeitig banal wie weitreichend: Wenn sich nun kein Wissen immanent und mit den Mitteln seiner selbst rechtfertigen kann, so bedarf es stets einer externen Instanz, die zum einen das Wissen und zum anderen die Methode, um zu diesem zu kommen, legitimiert. Lyotard zufolge wird dies durch sog. „Metaerzählungen“²⁴ bzw. „Metadiskurse“²⁵ geleistet. Unter „Metaerzählungen“ versteht Lyotard kurzum Erzählungen – er nennt sie an einer Stelle auch ein wenig untergriffig „Fabeln“²⁶ –, welche in gewisser Hinsicht transzendente Leitlinien darstellen, an welchen sich das Wissen und insofern die Wissenschaft orientiert und ausrichtet. Als Beispiele solcher großen Erzählungen fasst Lyotard „die Dialektik des Geistes, die Hermeneutik des Sinns, die Emanzipation des vernünftigen oder arbeitenden Subjekts“²⁷. Diese Aufzählung darf dabei nicht als vollständig oder letztgültig aufgefasst werden, da Lyotard immer wieder neue Versuche der Identifizierung von Groß Erzählungen unternommen hat.²⁸

Die Moderne, gegen welche sich nun Lyotards Begriff der Postmoderne bzw. seine Deskription der heutigen Geistesverfassung als postmoderne Verfassung²⁹ absetzt, ist also jene, welche diesen großen Erzählungen noch Glau-

23 EBD., S. 159.

24 EBD., S. 102.

25 EBD., S. 109.

26 EBD., S. 13.

27 EBD.

28 Vgl. exemplarisch LYOTARD, 1987 [1986], S. 40.

29 Ich interpretiere hier die französische Wendung der *condition postmoderne* etwas freier mit ‚postmoderner Verfassung‘. Die deutsche Übersetzung gibt die Bezeichnung vielleicht etwas irreführend mit *Das postmoderne Wissen* wieder. Auch Welsh spricht in seinen Ausführungen manchmal von einem „Geistes- bzw. Ge-

ben schenkt: „Wenn dieser Metadiskurs explizit auf diese oder jene große Erzählung zurückgreift [...], so beschließt man, ‚modern‘ jene Wissenschaft zu nennen, die sich auf ihn bezieht, um sich zu legitimieren.“³⁰ Als ‚postmodern‘ firmiert in der Folge nun jene geistige Verfassung, welche den großen Legitimationserzählungen mit Skepsis begegnet bzw. für welche geistige Verfassung jene großen Erzählungen „ihre Glaubwürdigkeit verloren“³¹ haben. Lyotard schreibt: „Bei extremer Vereinfachung hält man die Skepsis gegenüber den Metaerzählungen für ‚postmodern‘.“³²

Was hat nun diese Skepsis gegenüber den Metaerzählungen zur Folge? Da sich Wissen immer legitimieren muss und sich nicht immanent legitimieren kann, ist es stets auf eine externe Instanz angewiesen, die jedoch selbst wiederum nicht den Regeln der Wissenschaft entspricht: „Das wissenschaftliche Wissen kann weder wissen noch wissen machen, daß es das wahre Wissen ist, ohne auf das andere Wissen – die Erzählung – zurückzugreifen, das ihm das Nicht-Wissen ist“³³. Ist nun diese Instanz, sei es in Form einer Erzählung, in Form einer Ideologie oder ganz praktisch in Form einer Institution, verloren gegangen oder zumindest in Zweifel gezogen, so kommt es zu einer umfassenden „Delegitimierung“³⁴ des damit verbundenen Wissens und der damit verbundenen Wissenschaft. Kann keine neue Instanz gefunden werden, welche als Legitimationsgeberin fungieren kann, so werden in jenem Moment alle Formen des Wissens gleich richtig bzw. gleich falsch und es gibt keine verbindliche Organisationsmitte des Wissens mehr.

Kennzeichnend für die postmoderne Verfassung ist also nach Lyotard ein Zustand, in welchem eine Vielzahl der Erzählungsformen und Legitimationsmodelle nebeneinander bestehen können, ohne sich gegenseitig auszuschließen, die allesamt gleichermaßen legitim sind, weil sie auf keiner höheren Ebene verhandelt werden können. Diesen Zustand der Vielsprachigkeit nennt er gegen Ende von *La condition postmoderne* die „Paralogie“³⁵. Die Frage, was diese Paralogie bedeutet und wie mit diesem Zustand umzugehen ist, wird in seinem späteren Hauptwerk *Le Différend* genauer expliziert, worauf jedoch

mütszustand“ (WELSCH, 2002, S. 148) oder auch von der „Verfassung“ (EBD., S. 4).

30 LYOTARD, 1986 [1979], S. 13f.

31 EBD., S. 112.

32 EBD., S. 14.

33 EBD., S. 90.

34 Vgl. EBD., Kap. 10.

35 EBD., S. 173.

erst an gegebener Stelle ausgiebiger eingegangen werden soll. Wichtig ist somit nun, dass der Begriff der ‚Postmoderne‘ bei Lyotard einen Zustand des momentanen Wissens bzw. der momentanen Geistesverfassung beschreibt, in welcher das Wissen und die Methode, zu Wissen zu kommen, in einer Legitimationskrise stecken und es in der Folge zu einer Vielsprachigkeit gleichberechtigter Legitimationsmodelle kommt.

Wolfgang Welsch hat diesen Verfassungszustand in Lyotards Analyse, auf welche er sich in seiner Bestimmung der Postmoderne hauptsächlich beruft und an welche er inhaltlich anschließt, als eine Verfassung „radikaler Pluralität“³⁶ gekennzeichnet. Dies sei an dieser Stelle abschließend nur deshalb angemerkt, weil Welsch vor allem für die Rezeption im deutschen Sprachraum prägend war und viele der deutschen Kritiker sich auf die Vermittlung der Postmoderne durch Welsch beziehen.³⁷ Mithin handelt es sich bei Welschs Konzept der Postmoderne also keineswegs um eine *creatio ex nihilo*. Vielmehr hat diese ihren wohlbegründeten Ursprung in Lyotards Analysen in *La condition postmoderne* und dann weiterführend in *Le Différend* gefunden.

Von der Paralogie zum Widerstreit

Lyotard ging in der Studie *La condition postmoderne* von der Annahme aus, dass jede Form von Wissen unter dem Anspruch der Legitimation steht. Das Wissen muss, wenn es übergreifende und nicht lediglich regionale Gültigkeit beanspruchen will, stets seine Legitimität unter Beweis stellen können. Wenn Wissen transzendentalen, also übergreifenden Anspruch erheben will, so muss seine Legitimation ebenso transzendental ansetzen. Natürlich wäre es ein Leichtes, regionales Wissen regional zu begründen. Es dürfte bspw. kaum Mühe bereiten, einen Holocaust-Forscher inmitten der Dokumente von der Tatsächlichkeit der Gaskammern zu überzeugen; jedoch wird dies schon schwieriger, wenn es darum geht, die darzustellenden Umstände Menschen näherzubringen, die sich nicht innerhalb desselben Erklärungskontextes befin-

36 WELSCH, 2002, S. 4.

37 So rekurriert etwa der Sammelband *Geschichte schreiben in der Postmoderne* von Christoph Conrad und Martina Kessel auf die Postmoderne als jene „Verfassung radikaler Pluralität“ (CONRAD/KESSEL, 1994, S. 16f). Leider verzichten die Verfasser dabei auf einen expliziten Verweis auf Wolfgang Welschs Arbeit – vermutlich deswegen, weil diese Begriffsbildung zum Zeit der Abfassung dieser Einleitung 1994 omnipräsent war.

den. Nicht umsonst setzt Lyotards *Le Différend* direkt – für so manchen Leser eines philosophischen Buches ein wenig unvermittelt und zu direkt – mit der sog. Faurisson-Debatte und dessen Leugnung der Existenz der Gaskammern ein.³⁸

Damit also Wissen auch transzendente Gültigkeit besitzen kann, muss es sich auch transzendental legitimieren können. Eine solch transzendente Legitimation ist Lyotard zufolge nur anhand übergreifender Erzählungen möglich, welche Lyotard „Metaerzählungen“³⁹ nennt. Den Analysen Lyotards in *La condition postmoderne* zufolge zeichnet sich jedoch gerade die postmoderne Geistesverfassung dadurch aus, dass diese übergreifenden „Metaerzählungen“ ihre Glaubwürdigkeit verloren haben. Lyotard hebt diesen Umstand in einem Interview hervor: „Diese Veränderung ist grundlegend. Die Gelehrten erzählen Geschichten, die überhaupt nicht vereinheitlicht sind. [...] Es gibt nur lokale Determinismen, es gibt nur kleine Erzählungen.“⁴⁰ Dies bedeutet natürlich nicht, wie oft fälschlicherweise angenommen wird, dass das Zeitalter der postmodernen Geistesverfassung keine Metaerzählungen mehr kennt – es bedeutet vielmehr, dass diese Großerzählungen ihre Überzeugungskraft verloren haben.

Haben nun jene Metaerzählungen ihre Glaubwürdigkeit verloren, so kommt es zu einer umfassenden „Delegitimation“⁴¹ aller Wissensbereiche, weil eine transzendente Gültigkeit nicht mehr beansprucht werden kann. Die Wissensbereiche schrumpfen sozusagen auf ihre kleinsten Einheiten zusammen, ohne dass sie in ein übergreifendes Netz eingesponnen werden könnten. Die verschiedenen Wissensbereiche greifen damit nicht mehr wie ein Rad in das andere und vervollständigen sich zu einem höheren Zweck, sondern stehen sich vielmehr entweder unvermittelt im Sinne der Para-Logie, im schlimmsten Fall feindlich im Modus einer prinzipiellen „Agonistik“⁴² gegenüber. Es gibt nun also eine Situation grundlegender Vielfalt, welche nicht auf einer höheren Ebene in eine Einheit gebracht werden kann. Die anti-hegelsche Stoßrichtung dieser Konzeption ist hier mehr als deutlich. Gegen Ende von *La condition postmoderne* hatte Lyotard diesen Umstand noch als „Paralogie“⁴³ bezeichnet und inhaltlich grob angedeutet; ein Zustand, in welchem eine Vielzahl von

38 LYOTARD, 1989 [1983], S. 17-25.

39 LYOTARD, 1986 [1979], S. 102.

40 LYOTARD in ENGELMANN, 1985, S. 122.

41 Vgl. LYOTARD, 1986 [1979], Kap. 10.

42 EBD., S. 40.

43 EBD., S. 173.

Aussagen nebeneinander bestehen kann, ohne sich dabei auszuschließen, da die höhere Ebene fehlt, auf welcher dieser Ausschluss stattfinden könnte. Zusammenfassend kann man sagen, dass Lyotard diesem Zustand in *La condition postmoderne* noch eher wohlwollend begegnet, da die dadurch freigegebenen Möglichkeiten eröffnende Wirkungen (sozial, politisch, künstlerisch etc.) in Aussicht stellten.

In seinem zweiten Hauptwerk *Le Différend* scheint Lyotard diese Agonistik der Paralogie zu radikalisieren. Die Paralogie schien in *La condition postmoderne* noch einen Zustand zu bezeichnen, in welchem die „Para-Aussagen“⁴⁴ nebeneinander bestehen konnten, ohne sich gegenseitig zu tangieren. Dabei konnte zwar die Verfassung „radikaler Pluralität“⁴⁵, in welcher alle Formen des Wissens und in der Folge jeglicher darauf basierende Lebensentwurf als gleich legitim zu bewerten sind, erklärt werden. Offen geblieben ist jedoch die Frage, wie im Falle eines Konfliktes (und nicht eines reibungslosen Nebeneinanders) zu handeln ist. Welsch beurteilt Lyotards *Le Différend* somit folgerichtig als „Bearbeitung eines im *Postmodernen Wissen* offen gebliebenen Problems“⁴⁶ und interpretiert Lyotards angestrebten Versuch als eine „postmoderne Gerechtigkeitskonzeption“⁴⁷. Diese Auslegung scheint mehr als berechtigt: Lyotard versucht sich dem Problem zu stellen, wie in konkreten Konflikten unter der Prämisse der „Unmöglichkeit der Vermeidung von Konflikten“⁴⁸ einerseits und angesichts des gleichzeitigen „Fehlens einer universalen Diskursart“⁴⁹ andererseits zu handeln ist.

Um dies zu erklären, geht Lyotard den Weg einer sprachphilosophischen Analyse, in welcher er sich hauptsächlich auf die späteren Ausführungen Ludwig Wittgensteins in dessen *Philosophischen Untersuchungen*⁵⁰ und den Nachlassschriften bezieht.⁵¹ Die in *Le Différend* zugrundeliegende methodische

44 LYOTARD in ENGELMANN, 1985, S. 119.

45 WELSCH, 2002, S. 4.

46 EBD., S. 227.

47 Vgl. EBD., Kap. VIII.

48 LYOTARD, 1989 [1983], S. 11.

49 EBD.

50 WITTGENSTEIN, 1999.

51 LYOTARD, 1989 [1983], S. 12. Da Lyotard diesen ‚Wink‘ explizit in dem *Le Différend* vorangestellten „Merkzettel“ (EBD., S. 9-16) erwähnt, verwundert es umso mehr, dass Welsch in der sonst so scharfen Analyse behaupten kann: „Lyotard entfaltet das Thema der Pluralität wiederum auf sprachphilosophischer Basis, aber jetzt in eigenständigerer, nicht mehr an Wittgenstein orientierter Form.“ (WELSCH, 2002, S. 230).

Herangehensweise besteht darin, die überall auftretenden Agonismen aus Perspektive der Sprachwissenschaft zu veranschaulichen und auszudrücken. Entscheidend ist dabei, dass immer Sätze geäußert werden bzw. werden müssen. Es ist somit ein Faktum, dass „[e]in Satz ‚geschieht‘“⁵², wobei es keine Sicherheit über die Verkettung der veräußerten Sätze gibt. Kurz und vielleicht klarer ausgedrückt: „die Verkettung [der Sätze] ist zwingend, die Art und Weise [der Verkettung] kontingent.“⁵³ Es gibt verschiedene Regelsysteme und in jedem Regelsystem werden Sätze anders miteinander verknüpft; Lyotard nennt diese Regelsysteme „Diskursarten“⁵⁴. Eine übergeordnete Verkettungsregel existiert ebenso wenig wie die Möglichkeit, die Verkettung nicht fortzusetzen. Äquivalent dazu gibt es keinen Universaldiskurs, sondern vielmehr eine Vielfalt partieller Diskursarten. Es muss immer fortgesetzt werden und es wird immer fortgesetzt, denn selbst das Schweigen ist ein Sprechen, das wiederum Folgen hat.⁵⁵

Abseits einer anscheinend ‚gelingenden‘ respektive in einer Diskursart legitimen Verkettung von Sätzen sind bei Konflikten zwei Arten von Streit zu unterscheiden. Gleich der erste Satz von *Le Différend* legt ohne Umschweife diesen Unterschied offen: „Im Unterschied zu einem Rechtsstreit wäre ein Widerstreit ein Konfliktfall zwischen (wenigstens) zwei Parteien, der nicht angemessen entschieden werden kann, da eine auf beide Argumentationen anwendbare Urteilsregel fehlt.“⁵⁶ Der Rechtsstreit also ist ein Streit, in welchem auf eine beide Parteien umschließende Instanz rekurriert und somit der Streit ausverhandelt werden kann – mit all den Schwierigkeiten natürlich, welche dieser Prozess mit sich bringt (Befangenheit der Richter, Rechtssituation, etc.). Beim Widerstreit fehlt jedoch diese übergreifende Instanz und der Streit kann nicht auf höherer Ebene entschieden werden, denn „der Widerstreit ist keine Streitsache“⁵⁷.

Lyotard unterzieht sein eigenes früheres Denken somit einer entscheidenden Prüfung: Wie ist unter dem Anspruch nach Entscheidung zu handeln, wenn es keine übergreifende Legitimation für die Entscheidung gibt? Der Widerstreit ist somit der „instabile Zustand“, in welchem etwas nach Setzung verlangt, dabei jedoch darunter leidet, „nicht sofort ‚gesetzt‘ werden zu kön-

52 LYOTARD, 1989 [1983], S. 10.

53 EBD., S. 58.

54 EBD., S. 9-16.

55 Vgl. EBD., S. 9f. und 28f.

56 EBD., S. 9.

57 EBD., S. 28.

nen“.⁵⁸ Es nimmt daher kaum Wunder, wenn Lyotard sich gerade in der Mitte der 1980er Jahre, als es zu einer Reihe von Leugnungen und Revisionen des Holocausts kam, die nicht zuletzt auch im Kontext des Historikerstreits verhandelt wurden, diesem Kardinalproblem eines historischen Anspruchs stellt. Angesichts der Situation und der darin impliziten Verantwortung gegenüber der Geschichte muss gehandelt werden; es besteht jedoch keine Regel für die entsprechende Art und Weise dieser Reaktion. Das ist die grundsätzliche Disposition von *Le Différend*.

Die Legitimation der Geschichtswissenschaft

Vor dem Hintergrund der Lyotard'schen Ausführungen stellt sich folglich zum einen das Problem der Legitimation der Geschichtswissenschaft als solcher, nicht nur der in ihr geäußerten Argumente. Die Frage ist also, wie die Geschichtswissenschaft unter der Prämisse des Fehlens einer universalen Diskursart ihre Legitimität sichern kann. Die Ausführungen in *La condition post-moderne* legten den Verdacht nahe, dass die Geschichtswissenschaft angesichts der Legitimation durch Metaerzählungen in einen performativen Widerspruch geraten würde. „Die Wissenschaft“, so führt Lyotard dort aus, „ist von Beginn an in Konflikt mit den Erzählungen.“⁵⁹ Sie muss im Rückgriff auf die großen Erzählungen ihre Legitimation unter Beweis stellen, sich zugleich aber in ihrer Verfahrensweise von der „Unwissenschaftlichkeit“ bloßer Erzählungen distanzieren. Dies ist die prinzipielle Widerspruchssituation einer jeden Wissenschaftsform, dass sie sich also nicht immanent legitimieren kann, wenn sie zugleich transzendente Gültigkeit beanspruchen will.

Im Falle der Geschichtswissenschaft scheint sich dieses Problem aufgrund ihres narrativen Grundcharakters⁶⁰ zu verdoppeln. Abseits von geschichts- und wissenschaftstheoretischen Feldern – bspw. der historischen Diskursanalyse⁶¹ – leistet der Großteil der Geschichtswissenschaft Erzählungen. Die pejorative Konnotation des Begriffs der „Erzählung“ ist dabei zurückzuweisen, denn diese ist Ergebnis der Diskussion um den Geschichtsbegriff im Kontext des

58 EBD., S. 33.

59 LYOTARD, 1986 [1979], S. 13.

60 Vgl. VEYNE, 1990 [1971]; RANCIÈRE, 1994 [1992]; WHITE, 2008 [1973].

61 LANDWEHR, 2004 [2001] und 2009.

linguistic turn.⁶² Die Erzählung selbst hat dabei durchaus positiven Charakter. Sie ermöglicht und konstituiert ein Verhältnis zur Vergangenheit, ohne dabei die Vergangenheit als solche gleichsam herzustellen. Goertz weist zu Recht auf diese entscheidende Differenz hin: „Geschichte ist ein Versuch, ein Verhältnis zur Vergangenheit herzustellen (*historia rerum gestarum*), nicht die Vergangenheit als solche (*res gestae*).“⁶³

Die Art und Weise jedoch, in der sie dieses Verhältnis zur Vergangenheit herstellt, ist geleitet durch die großen Erzählungen, die von Lyotard als „Metaerzählungen“ bezeichnet werden. Das Verhältnis zur Vergangenheit wird in dieser Hinsicht insofern nur demgemäß unterhalten, wie die strukturierende Kraft der Metaerzählungen dies zulässt. Dabei ist also die Legitimationsbewegung der Geschichtswissenschaft im Vergleich zu den sog. positiven Naturwissenschaften aufgrund ihres narrativen Grundcharakters eine doppelte. Sie muss ihre Erzählungen unter Rückgriff auf große Erzählungen leisten, welche den spezifischen Erzählungen der Geschichtswissenschaft wiederum ihre Legitimität zuweisen; zugespitzt könnte also formuliert werden: Erzählungen legitimieren sich durch Erzählungen.

In Bezug auf die Naturwissenschaften ist dieses Verhältnis weniger greifbar, jedoch im selben Maße vorhanden und dabei nicht weniger problematisch. Der Vorteil der Geschichtswissenschaft besteht jedoch darin, dass sie mit ihren eigenen Mitteln und Werkzeugen die Metaerzählungen verunsichern kann, während bspw. die Mathematik hierzu weniger in der Lage zu sein scheint. Fasst man mit Lyotard etwa die fortwährende Emanzipation des Menschen zugleich als eine der Metaerzählungen auf, so ist mit geschichtswissenschaftlichen Methoden an dieser Metaerzählung entscheidende Kritik möglich, während dies mit naturwissenschaftlichen Methoden ungleich schwerer fallen würde. Man darf zudem an dieser Stelle nicht vergessen, dass auch jene naturwissenschaftlichen Wissensformen der Erzählung bedürfen, da, wie Lyotard zu Recht hervorhebt, die Erzählung die Form des Wissens *par excellence* ist.⁶⁴

62 Hier ist vor allem auf die Debatten des sog. *linguistic turn* hinzuweisen: RORTY, 1992; für die Geschichtswissenschaft weiterführend siehe GOERTZ, 2001, Kap. I. In der Geschichtswissenschaft erreichte diese Debatte ihren Höhepunkt in der Diskussion um Hayden Whites gewichtiges Buch *Metahistory*: WHITE, 2008 [1973]. In Bezug auf White empfiehlt sich zur Weiterverfolgung der Implikation für die Geschichtswissenschaft vor allem GOERTZ, 2001, Kap. II und PLASCHY, 2009.

63 GOERTZ, 2001, S. 118.

64 Vgl. LYOTARD, 1986 [1979], S. 67.

Keine Form des Wissens ist nach Lyotard mehr oder weniger legitim, sondern das Problem (und gleichzeitig die Chance) ist gerade das fehlende transzendente Kriterium für die Bewertung der Legitimation. Der zunehmenden, einseitig ausgerichteten ‚Verwissenschaftlichung‘ aller Wissensbereiche ist dahingehend mit Skepsis zu begegnen, weil dadurch Wissensbereiche anderer Diskursarten unter die vermeintliche Allgemeinverbindlichkeit der empirischen Naturwissenschaften gezwungen werden. Paul Veyne hat dies prägnant auf den Punkt gebracht: „Geschichte ist nicht diese Wissenschaft und wird es auch nie sein. [...] Geschichte ist keine Wissenschaft und hat von den Wissenschaften nicht viel zu erwarten.“⁶⁵ Die Geschichtswissenschaft kann nur schwerlich ihre Legitimität mit den Mitteln einer anderen Diskursart unter Beweis stellen, ebenso wenig wie sich die Mathematik mit den Mitteln ihrer selbst oder gar mit den Mitteln einer anderen Diskursart ausreichend legitimieren kann. Lyotard spricht in *Le Différend* letztlich eine entscheidende Warnung an die Geschichtswissenschaft aus, welche die Besinnung auf ihre eigene Diskursart zum Ziel hat: Negierte der Historiker diesen Umstand, so würde er sich damit selbst die Möglichkeiten zur Legitimierung aus den Händen schlagen: „Wenn der Historiker diesen Weg fortsetzt [eine andere Diskursart zu spielen], wird er sich als Opfer wiederfinden.“⁶⁶

Geschichtswissenschaft im Widerstreit

Führt man diese Gedanken weiter, so befindet sich die Geschichtswissenschaft im Widerstreit mit anderen Disziplinen, wobei sie dabei weder weniger noch mehr Legitimität besitzt. Anstatt diesen Umstand zu beheben und eine universale Diskursart einzurichten, diesen Streit also auf die Ebene des ‚Rechtsstreits‘ zu bringen – was Lyotard zufolge „überaus problematisch“⁶⁷ wäre –, gilt es, diesem Zustand des Widerstreits Rechnung zu tragen. Jene „Gerechtigkeitskonzeption“, wie sie Welsch bei Lyotard entwickelt sieht, scheint gerade in jenem Moment schlagkräftig zu werden, weil dadurch kein Bereich unter die Diskursgewalt eines anderen subsumiert werden kann. Die Gerechtigkeit, welche durch Lyotard anvisiert wird, ist demnach jenem Begriff von Gerechtigkeit im rechtlichen Kontext entgegengesetzt, denn die Gerechtigkeit bestün-

65 VEYNE, 1990 [1971], S. 10.

66 LYOTARD, 1989 [1983], S. 43.

67 LYOTARD in ENGELMANN, 1985, S. 122.

de laut Lyotard gerade darin, den Streit nicht auf höherer Ebene auszuhandeln, sondern umgekehrt lediglich darin, den „Widerstreit zu bezeugen“⁶⁸ und dabei die Autonomie der einzelnen Diskurse zu sichern. Lyotard sieht nur in dieser Vorgehensweise die Möglichkeit, „die Integrität des Denkens zu retten.“⁶⁹ Diese Bezeugung des Widerstreits tangiert konsequenterweise nicht lediglich die Wissenschaftsdisziplinen als solche, sondern auch alle Argumentationen innerhalb der einzelnen Disziplinen und allen restlichen Wissensfeldern (sozial, politisch, kulturell etc.). Der Widerstreit kann überall dort auftreten, wo etwas „an den Nahtstellen zwischen den Sätzen auf dem Spiel“⁷⁰ steht, wo Sätze geäußert werden und es infolgedessen zu Konflikten kommt.

Nun hat diese vermeintlich gerechte Konzeption einen dementsprechend ungerechten Haken. Ist jede Diskursart immanent legitim, so scheint alles erlaubt. Manövriert sich diese Theoriebildung hier nicht guten Gewissens selbst in die „Sackgasse der Inkommensurabilität“⁷¹, wie es Lyotard formuliert? Steht in der Folge nicht Faurissons Leugnung der Gaskammern direkt neben Raul Hilbergs Versuch, die *Vernichtung der europäischen Juden*⁷² erstmals zu erfassen und zu belegen? Wie Walter Reese-Schäfer in seiner Einführung zu Lyotard zu Recht hervorhebt, ist der „*Widerstreit* kein Buch, das eine Lösung anbietet.“⁷³ Lyotard hatte sich in seiner Analyse, wie er selbst schreibt, „die Prüfung von Fällen des Widerstreits aufgegeben, ebenso die Suche nach den Regeln ungleichartiger Diskursarten, die diese Fälle verursachen.“⁷⁴ Obgleich Reese-Schäfer in seiner Einschätzung richtig liegt und Lyotard dem Leser tatsächlich keine ausgefertigte Lösung an die Hand gibt – was für Lyotard vermutlich äußerst problematisch wäre – lässt sich argumentieren, dass Lyotard in der Ernsthaftigkeit seiner Besprechung dennoch Lösungsmöglichkeiten in Aussicht stellt. Zur Verdeutlichung dessen sei hier noch einmal auf das Faurisson-Beispiel verwiesen:

Faurisson argumentierte, dass er an die Existenz der Gaskammern nicht glauben könne, da er niemals ein Opfer zu Gesicht bekommen habe, welches ihm die Existenz dieser bestätigen konnte. Der offensichtliche Widerspruch in der Argumentation ist deutlich: Es kann kein Opfer der Gaskammern gefunden

68 LYOTARD, 1989 [1983], S. 12.

69 EBD., S. 11.

70 EBD.

71 EBD., S. 276.

72 HILBERG, 1999.

73 REESE-SCHÄFER, 1995, S. 74.

74 LYOTARD, 1989 [1983], S. 13.

werden, da Opfer zu sein, bedeuten würde, durch Vergasung ermordet worden zu sein. Umgekehrt können keine noch lebenden Opfer gefunden werden, weil dann erwiesen wäre, dass die Überlebenden die ‚Unwahrheit‘ sagen würden. Die Argumentation Faurissons lautet also in aller Kürze, wie Reese-Schäfer herausarbeitet: „Zeugen müßten tot sein oder die Unwahrheit sagen.“⁷⁵ Lyotard beschäftigt sich mit dieser Argumentation äußerst genau, weil sie seines Erachtens eine klassische und äußerst gewichtige Form des Widerstreits darstellt, die kein Ablassen von der Problematik erlaubt; für Reese-Schäfers Begriffe sogar „zu ernsthaft, weil es offenkundig ist, daß Opfer nicht mehr aussagen können und Spuren beseitigt wurden.“⁷⁶ Dennoch scheint Lyotard in seiner Analyse dieses Widerstreits eine Möglichkeit zu fokussieren, die sich jenseits der bloßen Diskreditierung der Argumentation Faurissons einerseits und der bloßen Bestärkung einer anderen Diskursart andererseits bewegt.

Laut Lyotard ist jede Diskursart in sich ein „Satzuniversum“ und dabei stets abhängig von vier Instanzen: dem Empfänger, dem Referenten, der Bedeutung und dem Sender.⁷⁷ Zwar können also Sätze im gleichbleibenden Satz-Regelsystem vermeintlich richtig verknüpft werden, jedoch kann keine transzendente Validität beansprucht werden, in welcher der Satz in einem anderen Regelsystem als umgehend gültig erwiesen werden könnte. Faurissons Argumentation mag sich immanent bejahen, wird jedoch in einer anderen Diskursart auf Widerstand stoßen. Ohne dies darauf hinauslaufen zu lassen, dass nun jede Argumentation in sich schlüssig und insofern berechtigt ist, warnt Lyotard davor, einerseits einen Ausschluss zu praktizieren, der ob des Fehlens einer universalen Diskursart lediglich politisch sein kann,⁷⁸ oder andererseits sich

75 REESE-SCHÄFER, 1995, S. 75.

76 EBD. Man könnte an dieser Stelle auch mutmaßen, dass Lyotard deswegen so genau auf die Argumentation Faurissons eingeht, um dem Leser somit mit „Händen faßbar zu präsentieren“ (LYOTARD, 1989 [1983], S. 14), in welche Schwierigkeiten man kommt, wenn man sich nicht auf die dabei gespielte Diskursart besinnt. Die Sackgasse der spezifischen Diskursart Faurissons wird insofern dem Leser greifbar. Ähnlich sieht das auch Sven Kramer, wenn er in seiner Darstellung von einem „kalkulierten Skandal“ spricht: Vgl. KRAMER, 1999, S. 89-106.

77 Vgl. LYOTARD, 1989 [1983], S. 34.

78 Man wäre an dieser Stelle gezwungen, Faurisson zur Wahrung der ‚adäquaten‘ Diskursart zu ermahnen, ein Akt der in sich politisch ist und ihm und allen anderen Holocaust-Leugnern umgekehrt nur wiederum neuen Antrieb verleihen würde. Entsprechend könnten sie argumentieren, dass die sachliche Diskussion durch willkürliche politische Setzung verhindert würde – eine paradigmatische Argumentation des politisch rechten Lagers.

auf die Diskursart Faurissons einzulassen und sich dabei jegliche Möglichkeit der Widerlegung dieser These aus der Hand zu schlagen.

Lyotard strebt einen anderen äußerst interessanten Weg an, welcher sich als ‚diskursive Intervention‘ bezeichnen ließe: „Dem Widerstreit gerecht zu werden bedeutet: neue Empfänger, neue Sender, neue Bedeutungen, neue Referenten einsetzen, damit das Unrecht Ausdruck finden kann“⁷⁹. Kann also in einer Diskursart das Unrecht nicht angemessen repräsentiert werden, so drängt die Situation zur Kreativität im wörtlichen Sinne, nämlich zur Schaffung eines Diskursraums, in welchem das Unrecht repräsentiert werden kann. Damit wäre zum einen der Widerstreit also solcher bezeugt und zum anderen eine Möglichkeit gefunden, in einer neuen Diskursart die Argumentation Faurissons bloßzustellen. Natürlich wäre man in mancherlei Fällen zur stetigen Neuordnung des Diskurses genötigt, jedoch scheint dadurch zumindest eine Möglichkeit an die Hand gegeben, welche sich nicht in die schon erwähnte „Sackgasse der Inkommensurabilität“⁸⁰ manövrierte. Abseits der Faurisson-Debatte ist damit eine allgemeine Stoßrichtung hinsichtlich der Methoden der Geschichtswissenschaft gewonnen: Die Geschichtswissenschaft müsste sich stets nach neuen Repräsentationsmodi umsehen, sich sozusagen stets neu erfinden, um dem Darzustellenden und dem mit den vorhandenen Möglichkeiten Nicht-Darstellbaren, entsprechen zu können.⁸¹ Das würde eine Infragestellung der Grenzen und Möglichkeiten der klassischen historiografischen Methode und zugleich die Öffnung hin zu alternativen Repräsentationsmöglichkeiten bedingen.

Die Geschichte und das Bedürfnis nach Geschichte

Angesichts der bisherigen Ausführungen wird deutlich, dass es sich bei der Geschichtswissenschaft und in weiterer Folge bei der Wissenschaft insgesamt keinesfalls um einen monolithischen Block handeln kann, welcher durch die Einheitlichkeit einer Methode normiert würde. Jede Wissenschaftsform folgt ihren eigenen Regeln, jeder Teilbereich der Geschichtswissenschaft wiederum

79 EBD., S. 33.

80 EBD., S. 276.

81 Ein Versuch, welcher durch vor allem durch Paul Veyne seinen Ausdruck fand: VEYNE, 1988 [1976].

den je eigenen Regeln wie auch jede partikulare Argumentation ihrerseits wiederum spezifischen Regeln unterworfen ist. Dies ist insofern wenig problematisch, als eine andere Art der Argumentation gar nicht vorstellbar wäre. Man müsste wohl argumentativ schielen oder gespalten denken, um mithilfe der eigenen Logik die eigenen Prämissen außer Kraft zu setzen oder gar generell von mehreren Standpunkten aus gleichzeitig starten zu können. Problematisch wird diese fragmentierte Form der Wissenschaft nur im Falle des transzendentalen Gültigkeitsanspruchs. In jenem Moment muss die Logik der eigenen Diskursart überstiegen und auf eine transzendente Legitimation zurückgegriffen werden, welche Lyotard zufolge *a priori* unmöglich scheint.

Dabei tut sich ein weiteres Problem auf, welches in der Diskussion zwischen Habermas und Lyotard Konturen erlangt hat.⁸² Es scheint nämlich, dass diese Grundverfassung der Wissenschaft als Widerstreit das wissenschaftliche Streben als solches für absurd zu erklären droht. Glaubt man nämlich nicht an die fortschreitende, stets sich präzisierende und sich vervollständigende Forschung, so scheint die Praxis der Forschung insgesamt in Frage gestellt. Der sog. Postmodernismus hat somit das Problem, wissenschaftlichen Fortschritt nicht erklären zu können, weil ein Kriterium für den Begriff des ‚Progresses‘ nur in einer übergeordneten Diskursart angesiedelt sein könnte – eine übergeordnete Ebene freilich, welche der Postmoderne zufolge nicht existiert bzw. nicht erreicht werden kann. Damit fallen alle wissenschaftlichen Erklärungen in den Status partikularer Modelle herab, welche keine transzendente und vor allem keine überhistorische Gültigkeit besitzen können.

Gerade im Bereich der Geschichtswissenschaft droht also die Gefahr, dass es zu einer regelrechten Inflation der Mikrogeschichten kommt, welche allesamt unvermittelt und ohne Geltungsanspruch auf höherer Ebene zum Stehen kommen. Lyotard schildert diese Konsequenz folgendermaßen: „Die spekulative Hierarchie der Erkenntnisse macht einem immanenten, sozusagen ‚flachen‘ Netz von Forschungen Platz, deren jeweilige Grenzen nicht aufhören,

82 Vgl. FRANK, 1988. Habermas wertet Lyotards Position als Aufgeben des Projektes der Moderne, welche er als Projekt der Vernunft fasst. Wolfgang Welsch entwickelt gerade deswegen in *Unsere postmoderne Moderne* ein vermittelndes Konzept, welches er „transversale Vernunft“ nennt. Bezüglich der Vernunft-Debatte siehe: WELSCH, 2002, Kap IX und X; bezüglich der Konzeption der „transversalen Vernunft“ siehe: EBD., Kap XI. Gerade das Konzept der „transversalen Vernunft“ wurde dann in einer eigenständigen Publikation äußerst umfassend ausgearbeitet. Siehe hierzu: WELSCH, 1996.

sich zu verschieben.“⁸³ Dabei handelt es sich um eine grundsätzliche Infragestellung des wissenschaftlichen Progresses als solchen, denn diese unaufhörliche Erosion führt Lyotard zufolge zu einer „Lockerung der enzyklopädischen Verkettung“⁸⁴, insofern eine ständige Verschiebung einen gewissen Corpus des Wissens außer Möglichkeit zu stellen scheint. Es ist auch hier wiederum deutlich, warum die Postmoderne vielerorts als Versuch der Abkehr vom Hegel’schen System verstanden wird, denn eine ‚Weltgeschichte‘ ist unter der Prämisse einer fehlenden Hierarchie und mithin ohne teleologische Ausrichtung schwerlich zu schreiben. Dennoch verurteilt dies nicht dazu, wissenschaftlichen Progress zu denken; er muss nur anders und u. a. Vorzeichen gedacht werden, was somit einen Mittelweg zwischen der Dichotomie der spekulativen Hierarchie und der horizontalen Verflachung zu denken nötigt.

Obleich unter postmoderner Perspektive der konventionelle Geschichtsbegriff⁸⁵ entscheidenden Revisionen unterzogen werden müsste, die vielleicht an der Geschichtswissenschaft als solcher zu rütteln versuchen, besteht dennoch ein „Bedürfnis nach Geschichte“⁸⁶, wie Lyotard hervorhebt, insofern sie trotz aller epistemologischen Fragestellungen Orientierung bieten kann und muss. Der Unterschied in dieser neuen postmodernen Situation besteht lediglich im Unterschied des Status des von ihr hervorgebrachten Wissens und der Art und Weise, wie dieser Status eingelöst werden kann. Wissen kann ausgehend von den Analysen Lyotards nicht mehr als Wissen im klassischen Sinne gedacht werden. Wie schon erwähnt, formuliert Lyotard diesen Umstand sehr deutlich: „Das wissenschaftliche Wissen kann weder wissen noch wissen machen, daß es das wahre Wissen ist, ohne auf das andere Wissen – die Erzählung – zurückzugreifen, das ihm das Nicht-Wissen ist“⁸⁷.

Geschichte kann davon ausgehend, auch wenn sie sich als *Geschichtswissenschaft* begreift, nicht mehr auf ein ausschließlich positives Verständnis von Wissen zurückgreifen und insofern nur mehr als ständige Neu-, Wieder- und Überschreibung verstanden werden, welche eine asymptotische Annäherung an einen archimedischen Nullpunkt der für sich selbst sprechenden Quelle *a priori* außer Möglichkeit stellt. Der Status des darin generierten ‚Wissens‘

83 LYOTARD, 1986 [1979], S. 117.

84 EBD., 116.

85 Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass ungeachtet der Verständnisse von Historikern und Geisteswissenschaftler aller Fachbereiche sich der allgemeine Geschichtsbegriff doch an einer ereignisgeschichtlichen Chronologie orientiert.

86 EBD., S. 88.

87 EBD., S. 90.

ist dabei prekärer, stets kontextuell bedingt und keineswegs von transzendentaler Geltung. Dies mag vielleicht den Großteil der Berufshistoriker kalt lassen, weil es in gewisser Weise seine Alltagssituation und sein wissenschaftliches Grundverständnis ausmacht. Dennoch scheint gerade diese Frage an der Situation der Bildung im öffentlichen Raum eminente Brisanz zu erreichen. Schulbücher sind insofern nämlich keineswegs unproblematisch und stellen kaum zweifelsfreie Wissensquellen dar, selbst wenn sich der Historiker in aller Bescheidenheit so gut als möglich zurücknimmt und in seiner Besprechung der Quellen einen gewissen „stilistischen Nullpunkt“⁸⁸ zu erreichen sucht. Ausstellungen, Museen, Lexika, kurzum alle Figuren der Repräsentation geschichtlichen ‚Wissens‘ sind streitbar, weil sie stets das zu Problematisierende unter der Hand und ohne es zu wollen als ‚Faktum‘ ausgeben (müssen).⁸⁹ Dieser Umstand weist dann in die geschichtswissenschaftlichen (und z. T. dezidiert öffentlich geführten) Diskussionen der ‚Erinnerungskultur‘- und ‚Gedächtnis‘-Debatten, auf die an dieser Stelle nur paradigmatisch verwiesen werden kann. Sie alle führen auf jenen Umstand zurück, dass das von der Geschichtswissenschaft generierte Wissen – wie auch jede andere Form von Wissen – stets nur prekären und zeitweiligen Status beanspruchen kann, weil die übergeordnete und transzendental begründete Universalregel fehlt und auch nicht errichtet werden kann.

Ogleich Lyotards Überlegungen zunächst als theoretischer Frontalangriff interpretiert werden könnten, bergen sie fundamental produktive Implikationen für die Geschichtswissenschaft. Anstatt allergischer, hysterischer oder gar agnostischer Reaktionen sollte vielmehr versucht werden, „das Wasser auf die eigenen Mühlen zu leiten“,⁹⁰ wie Goertz treffend formuliert hat. Die Konstatierung der Unmöglichkeit einer totalen Geschichtsschreibung mit festgelegten Methoden fordert nämlich gerade zu einer ständigen Erneuerung auf, zur kontinuierlichen Redefinition und Neuerfindung ihrer selbst und ihrer Methoden. Alles, was sich auf diesem Weg durch die postmoderne Theoriebildung geändert hat, ist der Status des Wissens selbst, denn er kann nicht mehr für sich letztgültige Legitimität beanspruchen, sondern muss sich stets gegenüber den Ansprüchen seiner Zeit rechtfertigen. Die durch diese Gedanken angezeigte

88 LYOTARD, 1989 [1983], S. 14.

89 Darin liegt keine Böswilligkeit, sondern eine prinzipielle Bedingtheit einer jeden Geschichtsschreibung durch die kontextuellen Umstände. Besonders scharf hat dieses Problem Arthur C. Danto herausgearbeitet: DANTO, 1980 [1965], siehe bes. Kap. III.

90 GOERTZ, 2001, S. 10.

entscheidende Transformation betrifft somit nicht nur die unterschiedlichen historiografischen Darstellungen historischer Gegenstände, sondern vielmehr den Status des historischen Wissens als solchem. Wissen wird hierbei nicht mehr gemäß dem Bilde einer spekulativen Hierarchie begriffen, sondern im Gegensatz gerade anhand dezentraler Genesen und rhizomatischer Verknüpfungen,⁹¹ welche sich an manchen Stellen verdichten, an manchen Stellen lockern, welche allesamt an einer in sich fragmentierten Geschichte schreiben, die sich von Zeit zu Zeit neu wird erfinden müssen, um den Ansprüchen ihrer Zeit gerecht werden zu können. Sie ist gerade nicht in Stein gemeißelte Enzyklopädie oder eiserne Methode, sondern stets neu-, er- und überschriebenes, von den Spuren der Vergangenheit gefurchtes Palimpsest.

Literatur

Quellen

- LYOTARD, JEAN-FRANÇOIS u. a., Immaterialität und Postmoderne (Internationaler Merve-Diskurs 123), aus dem Frz. übers. von MARIANNE KRABE, Berlin 1985.
- LYOTARD, JEAN-FRANÇOIS, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1986. [DERS., *La condition postmoderne. Rapport sur le savoir*, Paris 1979].
- DERS., Postmoderne für Kinder. Briefe aus den Jahren 1982-1985, Wien 1987. [DERS., *Le postmoderne expliqué aux enfants. Correspondance 1982-1985*, Paris 1986].
- DERS., Der Widerstreit, München 1989. [DERS., *Le différend*, Paris 1983].

Forschungsliteratur

- CONRAD, CHRISTOPH/KESSEL, MARTINA (Hg.), Geschichte schreiben in der Postmoderne. Beiträge zur aktuellen Diskussion, Stuttgart 1994.
- DANTO, ARTHUR C., Analytische Philosophie der Geschichte, Frankfurt a. M. 1980. [DERS., *Analytical Philosophy of History*, Cambridge 1965].
- DELEUZE, GILLES/GUATTARI, FÉLIX, *Rhizom*, Berlin 1977.
- ECO, UMBERTO, Nachschrift zum *Namen der Rose*, München/Wien 1984.

91 DELEUZE/GUATTARI, 1977.

- ENGELMANN, PETER (Hg.), Philosophien. Gespräche mit Foucault, Derrida, Lyotard, Ricœur, Lévinas, Descombes, Axelos, Glucksmann, Rancière, Serres, Wien 1985.
- EVANS, RICHARD J., Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis, Frankfurt a. M./New York 1998. [DERS., In Defence of History, London 1997].
- FRANK, MANFRED, Die Grenzen der Verständigung. Ein Geistergespräch zwischen Lyotard und Habermas, Frankfurt a. M. 1988.
- GOERTZ, HANS-JÜRGEN, Unsichere Geschichte. Zur Theorie historischer Referentialität, Stuttgart 2001.
- GRAFTON, ANTHONY, Geschichte am Abgrund, in: Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, hg. von RAINER MARIA KIESOW/DIETER SIMON, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 48-58.
- HABERMAS, REBEKKA, Gebremste Herausforderungen, in: Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, hg. von RAINER MARIA KIESOW/DIETER SIMON, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 59-70.
- HILBERG, RAUL, Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1999.
- JORDAN, STEFAN, Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft, Paderborn 2013.
- KIESOW, RAINER MARIA/SIMON, DIETER (Hg.), Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, Frankfurt a. M./New York 2000.
- KOLMER, LOTHAR, Geschichtstheorien, München 2008.
- KRAMER, SVEN, Auschwitz im Widerstreit. Zur Darstellung der Shoah in Film, Philosophie und Literatur, Wiesbaden 1999.
- LANDWEHR, ACHIM, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse (Historische Einführungen 8), Tübingen 2004 [2001].
- DERS., Kulturgeschichte, Stuttgart 2009.
- PLASCHY, DIDIER, Geschichte(n) schreiben. Zu den Auseinandersetzungen über die literarische Dimension in der Geschichtsschreibung seit Hayden White, Saarbrücken 2009.
- RANCIÈRE, JACQUES, Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens, Frankfurt a. M. 1994. [DERS., Les noms de l'histoire. Essai de poétique du savoir, Paris 1992].

- REESE-SCHÄFER, WALTER, Lyotard zur Einführung, Hamburg 1995.
- RORTY, RICHARD (Hg.), The Linguistic Turn. Recent Essays in Philosophical Method, Chicago 1992.
- SCHÖTTLER, PETER, Wer hat Angst vor dem ‚linguistic turn‘?, in: Geschichte und Gesellschaft 23 (1997), S. 134-151.
- VEYNE, PAUL, Die Originalität des Unbekannten. Für eine andere Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. 1988.
- DERS., Geschichtsschreibung – und was sie nicht ist, Frankfurt a. M. 1990. [DERS., Comment on écrit l'histoire. Essai d'épistémologie, Paris 1971].
- WELSCH, WOLFGANG, Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft, Frankfurt a. M. 1996.
- DERS., Unsere postmoderne Moderne, Berlin 2002.
- WERNER, MICHAEL, Wo ist die Krise? Zur derzeitigen Dramatisierung der Situation von Geschichtswissenschaft, in: Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit. Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft, hg. von RAINER MARIA KIESOW/DIETER SIMON, Frankfurt a. M./New York 2000, S. 128-141.
- WHITE, HAYDEN, Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Aus dem Amerikan. von PETER KOHLHAAS, Frankfurt a. M. 1994. [DERS., Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe, Baltimore/London 1973].
- WITTGENSTEIN, LUDWIG, Philosophische Untersuchungen (Werkausgabe 1), Frankfurt a. M. 1999.